

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 6

Artikel: Wie lernten Sie sich kennen? : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066835>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie lernten Sie sich kennen?

*Antworten auf
unsere Rundfrage*

Mit einer Titelillustration von
Rodolphe Bolliger und zwei
Vignetten von Alois Carigiet

Die Antworten auf diese Frage, die, ewig zeitgemäss, weder durch Krieg noch Krise ihre Bedeutung für das menschliche Herz verliert, sind, wie gesagt, so zahlreich eingelaufen, dass wir auch die kleine Auswahl, die wir getroffen haben, auf zwei Nummern verteilen mussten. Hier die zweite Folge.

Wir sind sicher, dass die vielen Einsender, auf deren Beiträge wir verzichten müssen, ihre Mitwirkung doch nicht bereuen. Sie haben zum Gelingen der Rundfrage mitbeigetragen und darüber hinaus schöne Erinnerungen geweckt.

Der Lebensretter

Meine Sommerferien verbrachte ich damals in einem kleinen Nestchen am Meer. Schwimmen war meine Leidenschaft, deshalb trainierte ich täglich, um am Ende meiner vierwöchigen Ferienzeit eine kleine Insel, die mich schon am ersten Tag zu sich lockte, zu « erschwimmen ».



Dummerweise, oder eigentlich glücklicherweise, kannte ich die Tücken des Meeres noch nicht und geriet eines schönen Tages in eine Strömung, die mich trotz grösster Anstrengungen immer weiter vom Ufer wegtrieb. Hilfesuchend blickte ich zu meinem Inselchen hinüber und merkte, dass es viel weiter entfernt war, als ich meinte; es schien immer weiter von mir wegzurücken.

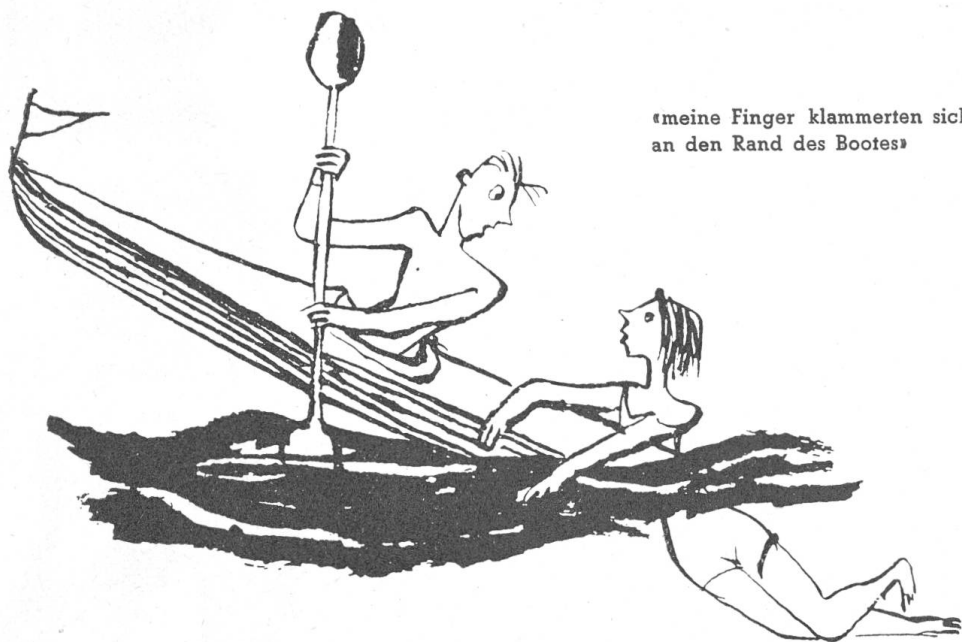
Um diese Tageszeit ruderten meistens einige Kurgäste auf dem Meere, aber ich hatte den Entschluss gefasst, allein mit diesem heimtückischen Wasser fertig zu werden und auf keinen Fall die Hilfe eines dieser Ruderer in Anspruch zu nehmen. Nach einiger Zeit steuerte eine kleine « Nußschale » auf mich zu, und eine Stimme ertönte: « Fräulein, so werden Sie nie an Land kommen, wollen Sie einsteigen? » « Nein, danke », keuchte ich, was mir noch ein gut Teil meiner spärlichen Kräfte raubte. Glaubte der Mensch wirklich, ich würde seine Hilfe in Anspruch nehmen? Sollte ich eingestehen, ich hätte mir zuviel zutraut? Nie!

Schon klatschten die Ruder neben mir ins Wasser, und dieser ärgerliche Mensch sagte mit einem spöttischen Lächeln:

« Das habe ich kommen sehen, ich bleibe hier in der Nähe, Sie werden noch froh sein über mein zuverlässiges Schiff! »

Mit meinem letzten Restchen von Kraft wurde ich wütend. « Schiff » nannte er grossartig dieses winzige Ding, das da auf den Wellen schaukelte, und was hatte er kommen sehen? Er wusste doch ebensowenig wie ich, dass ich in diese ekelhafte Strömung hineingeriet. Aber ehe ich mir Rechenschaft über mein Handeln gab, klammerten sich meine Finger an den Rand des Bootes, und ich wurde von sicherer Hand emporgezogen. Da sass ich nun, mein ganzer Schwimmerstolz war dahin, und mir gegenüber sass ein junger Mann, der dachte: es ist eben eine Frau, die wissen nie, was sie sich zutrauen können.

Auf der ganzen Fahrt sprach ich kaum zehn Silben; ich war dem Heulen nah. Und beständig tönte die Stimme meines Begleiters zu mir: « Ich habe jeden Tag darauf gewartet, dass Sie einmal in eine Strömung geraten werden; denn ich merkte gleich, dass Sie das Meer nicht kennen und glauben, es sei so harmlos wie ein See. Sie wissen noch nicht, dass bei etwas bewegter See nur Bauchcrawl in Betracht kommt, wenn man ein bestimmtes Ziel im Auge hat ... »



«meine Finger klammerten sich an den Rand des Bootes»

Endlich war das Ufer erreicht, ich stammelte etwas von Mühe und Entschuldigung und schlenderte kleinlaut in mein Hotel zurück. So demütigend war unsere erste Begegnung.

Es verband uns lange Zeit eine harmlos frohe Freundschaft, bei der ich mich davor hütete, zuviel von meinen innersten Gedanken zu verraten, und unsere Gespräche stets auf möglichst unproblematische Dinge zu leiten suchte. Diese Freundschaft schien plötzlich aufzuhören, als einer meiner Briefe unbeantwortet blieb. Ich redete mir ein, die Freundschaft sei nur oberflächlich gewesen und ich hätte ja immer gewusst, dass er eines Tages eine andere vorziehen werde. Aber immer wieder stieg in mir ein Gefühl des Verlassenseins auf.

Endlich erhielt ich die Nachricht,

er sei schwer krank. Also hatte er mich nicht im Stiche gelassen. Sogar in seiner Krankheit dachte er an mich; ich hatte ihn neu geschenkt bekommen und musste zugleich fürchten, ihn ganz zu verlieren. In diesem Moment wusste ich: wenn er wieder gesund wird, gehören wir zusammen.

Nach langer Wartezeit stand ich endlich an seinem Krankenlager. Der Arzt hatte mir das Versprechen abgenommen, höchstens 10 Minuten zu bleiben. Als ich nach dieser kurzen Zeit das Zimmer verliess, sagte der Patient:

« Jetzt endlich weiss ich, dass du mich liebst. Glaubst du, dass wir uns je wieder trennen können? »

Das einzige, was ich hervorbrachte, war das Wörtchen « Nie! », worauf ich schnell aus dem Krankenzimmer lief. Unser Bund fürs Leben war geschlossen.

Die erste Liebe

Ich lernte meine Frau vor mehr als dreissig Jahren kennen. Ich war damals 18½ Jahre alt und besuchte die Zürcher Kantonschule. In einem Tanzkurs im Zunfthaus zur Zimmerleuten sollte mir die nötige Gelenkigkeit, sowie der Umgang mit den Menschen beigebracht werden.

Es kam der ersehnte Abend, an welchem « Wir von der Lümmelburg » auf die jungen Damen losgelassen wurden. Ganz zufällig teilte mich der Tanzlehrer einer scharmanten Brünette zu — ich sehe sie heute noch vor mir. Entgegengesetzt der erhaltenen Weisung vergass man natürlich, sich gegenseitig vorzustellen. Wortlos machte man, so gut es eben ging, die ersten gemeinsamen Walzerschritte. Dann begleitete ich den Backfisch an seinen Platz. Eine eckige Verbeugung meinerseits. Von « ihr » aber — so glaubte ich wenigstens bemerkt zu haben — ein lieber Blick aus warmen Augen. Diese Augen liessen mich nicht mehr los. Ich engagierte « sie » zum zweiten und drittenmal, zog mir dadurch

prompt den Tadel des Kursleiters zu; aber was achtete ich schon darauf!

Eine Woche später: die zweite Tanzstunde. Man wagte es nunmehr, einige Worte zu wechseln. Wenig genug: Alltäglichkeiten, über Schule und Wetter.

Und zwei Wochen später: ich war bereits verliebt bis über die Ohren hinaus. Sonderbarerweise war aber diese Zuneigung nur eine einseitige. Ob ich dies überhaupt nicht beachtete, oder ob ich mich darüber wegsetzte, kann ich nicht sagen. Es stellte sich aber heraus, dass meine Zähigkeit — um das Wort Aufsetzigkeit nicht zu gebrauchen — auf meinen « Schwarm » doch einen gewissen Eindruck machte. Zufällig waren auch unsere Wohnhäuser nicht allzu weit voneinander entfernt. Es ergab sich somit das ganz Natürliche, dass nach Schluss der Stunden der Heimweg gemeinsam angetreten wurde. Unnütz zu sagen, dass sich derselbe immer länger und zeitrauender gestaltete.

Dann der erste Kuss: eine kalte

Winternacht, wir vergnügten uns mit Schlitteln. Es war höchste Zeit, sich zu verabschieden. Da geschah es. Ich hatte Mut gefasst und küsste « sie ». Voller Scheu — nur auf die Stirn, ohne jegliche Gemütsbewegung. Sagte ich doch gleich nachher: « Genug mit dem Theater! » Diese Äusserung wurde mir furchtbar verübelt. Sie sei eine Entweihung der Heiligkeit des ersten Kusses, so wurde ich belehrt. Aber trotzdem und alledem! Wer kennt nicht die herrliche Zeit der ersten Liebe, die nun auch uns beide erfasste!



Gemeinsame Theater- und Konzertbesuche, Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Stadt verdichteten in mir immer mehr und mehr das Gefühl: nur diese eine. Man sprach bereits von der Zukunft, man baute Luftschlösser, man sah alles in rosa, der Himmel hing voller Geigen. Ja, die von mir erwähnte « Wartezeit » von zehn Jahren bis zur Verwirklichung unserer Wünsche schien uns in keiner Weise abzuschrecken. Man war sich der Tragweite der gegenseitigen Versprechungen überhaupt nicht bewusst. Nur das eine stand je länger je fester im Vordergrund: unsere Zusammengehörigkeit fürs Leben.

Die Jahre vergingen. Jahre voll Hangen und Bangen, voll verzehrender Sehnsucht. Inzwischen hatte ich auch mein Studium an der Hochschule beendet. Der gefürchtete Tag einer möglichen Trennung trat in greifbare Nähe. Denn schliesslich galt es doch, sich vor allem eine Grundlage für das zukünftige Leben zu schaffen. Es musste sein. Und sollte nicht gerade der vorgesehene Aufenthalt in der Fremde als Prüfstein für unsere Liebe und Standhaftigkeit dienen?

1912 kam der Tag des bitteren Abschieds. Ich reiste nach Paris aufs Pflaster. Als junger Polytechniker fand ich jedoch rasch eine Stelle. Meine « Braut » hatte sich bereits vorher nach London

begeben. Ein reger Briefwechsel entspann sich nun zwischen den beiden Metropolen. Wöchentlich tauschten wir unsere Gedanken aus. Diese Briefe bedeuteten für mich alles. Weit mehr als Vaters Mahnung, baldmöglichst etwas Geld nach Hause zu senden! Sie bewahrten mich vor den Gefahren der Großstadt. Sie schütz-

ten mich vor falschen Freunden und leichtsinnigen Bekanntschaften. Offengestanden, es war nicht immer leicht, den Anfechtungen zu widerstehen, aber trotzdem: die Tatsache der gehaltenen

vollen Treue besteht.

So war ich aufs beste darauf bedacht, mir eine Lebensstellung zu schaffen, welche die Gründung eines eigenen Heims ermöglichen sollte. Dann kam der Krieg. Alle Hoffnungen wurden jäh zerstört. Mit vielen Auslandschweizern zusammen musste ich im Jahre 1914 an die Grenze treten. Auch meine « Braut » kehrte von England nach der Schweiz zurück. Das Wiedersehen war ein frohes und schmerzliches zugleich. Denn unsere Zukunftspläne waren über den Haufen geworfen. Es folgten neuerdings zwei bittere Jahre, durchdrungen von trüben Hoffnungen, mit neuem Hangen und Sehnen. Fast zu unserer eigenen Beruhigung beschlossen wir, unsere offizielle Verlobung bekannt zu geben. Es war dies am 25. März 1916. Mit Stolz trugen wir unsere goldenen Reifen als äusseres Zeichen der Verbundenheit.

Dieser Schritt fand seine Berechtigung durch die Tatsache, dass es mir gelang, wiederum in Paris, eine neue Stelle antreten zu können. Die Schweizer waren dazumal im Ausland sehr gesucht, da ja die eigenen Söhne im Kriege standen. Auch in meinem neuen Wirkungskreis tat ich mein Möglichstes, um vorwärts zu kommen. So erlaubten es mir dann die Umstände, genau ein Jahr später, am 24. März 1917, in Zürich den Bund der

Ehe zu schliessen. Meine Vorsehung einer zehnjährigen Wartezeit hatte sich erfüllt.

Es war eine Kriegshochzeit. Nichts von Feierlichkeit, alles so nüchtern als möglich. Denn bis zum letzten Moment war mit einer Schliessung der Grenze und der Unmöglichkeit meiner Ausreise nach der Schweiz zu rechnen. Schon am folgenden Tage musste die « Hochzeitsreise », zurück nach Paris, angetreten werden. Eingepfercht mit unglücklichen « Rapatriés », die via Deutschland wieder nach Frankreich heimkehrten. Ohne Hab und Gut. Manche todkrank, wohl auf ihrer letzten Fahrt begriffen.

Letztes Jahr, anlässlich der Weltausstellung, erlaubten wir uns mit Paris ein Wiedersehen zu feiern. Ein Wiedersehen, das sich immer und immer wieder in den Worten äusserte: « Weissst du noch, damals? Vor zwanzig Jahren! » Vieles war sich gleich geblieben. Vieles hatte sich geändert.

Auch an uns ist die Zeit nicht spurlos vorbeigegangen. Das Haar an den Schläfen ist grau geworden. An andern Stellen ist es überhaupt nicht mehr da. Aber dies ist ja alles nur Äusserlichkeit.

Oft habe ich mich schon gefragt: « Wenn du nochmals vor denselben Problemen ständest, würdest du wiederum auf dieselbe Art und Weise handeln und durchhalten? » Und ohne jegliches Zögern war meine Antwort stets ein freudiges Ja.

Gewiss, auch in unserer Ehe hat es schon geblitzt und gedonnert. Meinungsverschiedenheiten sind aufgetreten, besonders in Erziehungsfragen. Aber immer haben wir uns wieder gefunden.

Heute noch, wenn ich am Zunfthaus zur Zimmerleuten vorbeigehe, lüfte ich den Hut voller Hochachtung. Eine Verneigung vor dem Schicksal, denn dort hatte ich ja vor vielen, vielen Jahren meine Frau kennengelernt.

Eine Fastnachtbekanntschaft

1. Die Begegnung

Wenn mir früher jemand vorausgesagt hätte, ich werde meinen Gatten auf einem Fastnachtsball kennenlernen, dann hätte ich eine solche Prophezeiung entrüstet als Unsinn zurückgewiesen. Denn als junges Mädchen hatte ich eine sehr ernste Lebensauffassung, und gerade den Fastnachtsrummel verabscheute ich von Herzen. Dass ein anständiger Mensch da mitmache, schien mir ausgeschlossen; vielmehr hielt ich solche Tanzplätze für Treffpunkte von Luftibussen, Heiratschwindlern und noch ärgerm.

Ich bin daher selbst am meisten erschrocken, als mich plötzlich an einem Fastnachtssamstag eine unbändige Lust

ankam, « auch einmal dabei zu sein ». Meine Eltern, die mir vollauf vertrauten, hatten nichts dagegen, besonders da ich nur in die uns nahe gelegene « Linde » gehen wollte, wo der Turnverein unserer Gemeinde seinen alljährlichen Maskenball abhielt. In aller Eile mietete ich ein hübsches Kostüm und kaufte alles nötige Drum und Dran, jedoch stets unter Gewissensbissen und Selbstvorwürfen. Ja, um meine so plötzlich aufgetretene Vergnügungssucht etwas zu dämpfen, besuchte ich am Abend zuerst einen literarischen Vortrag, in der Hoffnung, das dort aufgeworfene Thema werde mich von meinen dummen Gelüsten heilen. Jedoch als ich im Heimweg wieder an der hellerleuchteten « Linde » vorbei musste,

Neutralität des Staates unter allen Umständen, Gesinnungsneutralität unter keinen.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

Eine kulturpolitische Anregung

Das schweizerische Uniformenproblem liegt durchaus nicht nur im unpraktischen hohen Kragen, dessen Abschaffung immer noch «studiert» wird. Unsere jetzigen Uniformen sollten überhaupt neu gestaltet werden. Der Stolz des Schweizers auf sein Wehrkleid findet keinen angemessenen Ausdruck in seinem Wehrkleid. Eine Uniform muss nicht nur praktisch, sie muss auch schön sein. Sie ist mehr als ein Kleid, sie ist ein nationales Symbol.

*Die Herausgeber des
«Schweizer-Spiegels»*

zog es mich wieder mit allen Fasern dorthin. Schnell lief ich nach Hause und kleidete mich um. Wie sehr ich aber der Gesellschaft, in die ich mich nun zu begeben anschickte, misstraute, beweist die Tatsache, dass ich den ältesten Mantel umhing, überzeugt, der neue würde ja doch gestohlen!

Klopfenden Herzens eilte ich die Treppe hinauf, die zum Ballsaal führte. Oben im Flur stiess ich auf einen jungen, schlanken Herrn, der sich offenbar etwas langweilte. Übermütig klopfte ich ihm mit der Rätsche auf die Achsel mit dem traditionellen «Gäll, du kännstch mi nöd?» Er ging sogleich auf den Scherz ein und echote mit der gleichen, hohen Stimme: «Gäll, und du kännstch mi au nöd?»

Ich: «Wowoll, natürli kann di!»

Er: «So säg schnell, wie heiss i dänn?»

An diesen Moment erinnere ich mich nun ganz besonders gut. Es lag im Tonfall seiner Frage etwas besonders Erwartungsvolles, und ich senkte sogleich den

Kopf, weil ich dem sympathischen jungen Mann jetzt eine Enttäuschung bereiten musste, da ich ihn bei Haut und Haar nicht kannte. Ich suchte aufs Geratewohl nach einem Vornamen, aber schon hörte ich mich selber sagen: «Hansli!»

Die Wirkung dieses Wortes war unerwartet. Erstaunt und erfreut nahm der also Genannte meinen Arm und führte mich in den Saal hinein: «Du tuusigs Chröttli, wohär kännstch du mich jetzt na? Jetzt lan i nüd lugg, bis i weiss, wär du bisch!»

Und dann folgte der allervergnügteste Abend. Der nette Hans ging nicht mehr von meiner Seite, wir tanzten und lachten und unterhielten uns aufs köstlichste. Er erzählte mir, dass er seit fünf Jahren im Ausland wohne, sich auf einer längern Geschäftsreise befinde und sich nur für einen Tag in dieser seiner Vaterstadt aufhalten könne. Da nun gerade Fastnacht sei, hatte er gehofft, hier einige seiner frühern Kollegen anzutreffen. Dies sei aber nicht der Fall gewesen. Um so mehr freue es ihn nun, dass doch noch eine Seele aufgetaucht sei, die ihn zu kennen scheine. Nach vielem lustigen Raten bekannte ich schliesslich, dass auch ich ihn nicht kenne und aus purem Zufall seinen Namen richtig getroffen hatte. Dies fand er nun erst recht interessant.

Kurz, als wir im Morgengrauen voneinander Abschied nahmen, da wussten wir beide, dass diesem Abschied ein Wiedersehen folgen müsse. Wir versprachen einander, regelmässig zu schreiben. Dann war es Zeit für ihn, den Schnellzug zu besteigen.

2. Die Werbung

Jedem Traum folgt ein Erwachen. Schon anderntags befielen mich schwere Zweifel, ob ich auch recht getan, einem völlig fremden Menschen meine Adresse zu nennen, überhaupt ihm so frei und offen mein Leben und meine Zukunftspläne zu berichten. Das Ganze war doch nur eine Fastnachtbekanntschaft, wie konnte ich überhaupt wünschen, eine solche fortzusetzen? Und so ein lieber, netter Mensch,

Aktiv-Posten

Je stärker die Neigung wächst, alles Mögliche und Unmögliche vom Staate zu verlangen, desto blinder sind wir für das, was er für uns tut. Wir sollten die Leistungen unseres Staates mehr beachten. Unsere neue Rubrik möchte in diesem Sinne wirken.

Je länger die «Krise» dauerte, je mehr man erkannte, dass man sich auf einen neuen Dauerzustand einrichten müsse, desto widersinniger wurde es, die Arbeitslosen mit Taggeldern abzuspeisen. Arbeit! hiess die Parole. Arbeiten und nicht stempeln!

Wie sehr man diesem vernünftigen Ruf tatsächlich gefolgt ist, zeigen die Zahlen aus der Statistik. Beachten Sie vor allem die in den Prozentzahlen der Kolonne rechts zum Ausdruck kommende Verschiebung zugunsten der Arbeitsbeschaffung.

Jahr	Millionen Franken		Prozentanteile	
	Unterstützungen	Arbeitsbeschaffung	Unterstützungen	Arbeitsbeschaffung
1931	14,9	0,6	96	4
1932	25,1	1,3	95	5
1933	36,0	3,5	91	9
1934	34,0	5,4	86	14
1935	29,0	10,0	74	26
1936	28,9	23,8	55	45
1937	22,5	23,6	49	51
1931/37	190,4	68,2	74	26

W. v. G.

der nun in der halben Welt herumreiste, hatte er nicht jeden Tag Gelegenheit, andere Mädchen kennenzulernen? Mein Verstand hiess mich, einen Strich zu ziehen unter das Kapitel «Hans».

Mein Herz aber...? Mein Herz bebte, als schon anderntags ein Karten-gruss von «ihm» eintraf. Es bebte dreiviertel Jahre lang jedesmal, wenn ein gewisses elfenbeinfarbenes Kuvert im Briefkasten lag. Es bebte, als an meinem zwanzigsten Geburtstag ein herrlicher Strauss glutroter Rosen ankam. Und es wollte fast zerspringen, als er am Tage vor Weihnachten leibhaftig und glückstrahlend bei uns einkehrte.

Sowohl meine Eltern als auch die Geschwister mochten ihn sofort gut leiden, und er wurde eingeladen, das morgige Fest bei uns zu verbringen, was er mangels eigener Angehöriger freudig annahm. Für mich war es nicht anders, als sei ein langjähriger, treuer Freund zurückgekehrt. Als wir allein waren, nahm

er mich auf seine Knie und sagte zärtlich, dass er sich auf das Fest ganz besonders freue, weil er hoffe, es dürfe zugleich unser Verlobungsfest sein! Nun erschrak ich aber, denn an eine so baldige Bindung hatte ich nicht gedacht. Ich hegte eine Menge Zukunftspläne, wollte ins Ausland, die ganze Welt stand mir offen. Etwas verlegen und unsicher legte ich meine Wange an seine Brust und jetzt kam eine jener Sekunden, wo die Sinne blitzschnell ihr Urteil abgeben: meine Augen bemerkten mit Wohlgefallen den hellgrauen, zartgestreiften Hemdenstoff und eine diskrete Krawatte, die ganz meinem Geschmack entsprach; in meine Nase stieg der feine Duft nach frischer Wäsche, den ich schon als Kind liebte, und mein Ohr vernahm zum erstenmal das ruhige, sichere Pochen in einer breiten Männerbrust... da stieg in mir ein so jubelndes, stürmisches Verlangen auf, diesem treuen, guten Herzen auf immer zu gehören —

dass ich die Antwort nicht mehr suchen musste.

Jetzt sind wir bald zehn Jahre ver-

heiratet, und würden wir nochmal jung, wir übten den gleichen Brauch.

Wie alt sind Sie, Fräulein?

Vor bald 35 Johre hät mi my Weg in 's Welschland gfüehrt. I ha döt im ne grosse Palace-Hotel e Vertrauensposchte atrete. Myni Vorgängeri hät mi ygfüehrt und am Tisch au dem H. Hansjacob vorgestellt. Er hät mier sofort gfalle bis a syne Bürschte-Hoorschnitt. Dä hät myni Spottsucht usegforderet und i säge zu dem Fräuli:

«Dä Herr H. gsieht uus, wie e dütsche Michel.»

Me hät em das zutreit und für e Vierteljoehr bin i für dä Herr Luft gsi. Noch und noch hend sich aber üseri Beziehige es bitzeli besseret, um mynersyts ihm e neuu Beleidigung an Kopf z'werfe. Ame schöne Morge hät üseri Tischgesellschaft e Usflug uf de Rochers-de-Naye gmacht. D'Herre hend domols no nit für jedes Tüürli e Sportusrüschting gha, e Jegerhemd ohni Krage het's au tue. Nebet mier lauft ebe dä Herr H. I luege ihn vo der Syten a und säge:

«Sie sind aber nit schön ohni Krage!»

Das hät syni männliche Ytelkeit mächtig verletzt und ohni Bsinne git er mier zur Antwort:

«Sie werdet Ihre Ma ämol au nit immer imene Stehkrage gseche», und isch mier voruusgloffte.

Und das ischt my Ma worde, aber no nit so schnell.

Wo über das Gschichtli Gras gwachse gsi ischt, kunnt dä Herr amol uf mys Büro und froggt ganz unschuldig:

«Darf i Sie froge, wie alt Sie sind, Fräuli?»

«Das ischt d'Lüt usgfrogt, aber wenn Sie's durchuus wüsse wend, bald 30.»

«Schad», brummet er und schlycht davo.

D'Kleidig und d'Frisur hend einem

domols älter gmacht, jedefalls han i so alt usgseche, suscht het er's jo nit glaubt.

In e paar Tage kunnt er freudestrahlend zruck und sait:

«Wie hend Sie mi agloge, Sie sind glych alt wie i, i han's in Ihre Schrifte gseche; warum lueget Sie so seriös dry, dass me Sie für älter nimmt?» seit er due, fascht entschuldigend.

Das isch der zweit Ahuz gsi, aber no nit der letscht. Lebendig stoht mer vor Auge d'Narzissezyt, wo die Sach e ernschi Wendig gnoh hät.

In der Nähi ischt e schöns Narzissefeld gsi, tuusig und abermols tuusig vu dene wysse Sterneblueme hend d'Wiese verziert. Do he-mer üs denn welle verewige in dene Blueme; i ha no hüt e Photographie davo. Der Photograph isch mit mier fründlicher gsi als mit de andere, nu es bitzeli, das hät am Fass der Bode usgschlage.

Kuum sind mier daheim aglangt gsi, lütet 's Hustelephon.

«Fräuli, sind Sie do, i möcht Sie gere a Augenblick spreche.»

«So kömmet Sie halt», isch my Antwort, «i bin im Büro.»

So ehrli, wie my Ma im ganze Ehelebe gsi ischt, so ischt au syni Afrog gsi:

«I möcht Sie um 's Hierote froge!»

«Mit dene Sache tuet me nit gspasse», sägen i druuf; denn der Herr H. ischt als e fyne Spassvogel im Huus bekannt gsi.

«Nei, mier isch es ernscht», meint druuf H. H.

Mys Herz hetti jo gere sofort jo gsait, i ha mier's aber nit amerke lo und säge druuf, i well mier's überlege. Und i ha mier's überlejt und es ischt guet usegcho.

Der richtige Jakob

Im August 1922 verlebte ich meine drei Ferienwochen in unserm wundervollen Engadin. Mein Nachmittagsbummel jenes Tages, als ich ihn zum erstenmal sah, führte mich dem Silsersee entlang nach Maloja. Heute noch empfinde ich jene prachtvolle Farbensymphonie des Himmels und der Seen, der Berge und der Wiesen. Ich war so glücklich, dass ich

singen musste. Und mit dem Singen wollte ich wohl auch den dringenden Gedankenüberfällen entinnen, die mich seit Wochen immer wieder erfüllten. Denn inmitten dieser wundervollen Bergwelt meiner Schweizerheimat überlegte ich ganz gründlich meine Abreise ins gelobte Land Amerika, wo ich gern einige Arbeitsjahre verbringen wollte, um Land



E. Fischer

Bleistift-
zeichnung

und Leute kennenzulernen, wie ich dies in andern Ländern auch getan. Aber diesmal war es doch anders mit mir als sonst bei solchen Anlässen. Heimtückisch hatte sich da ein Wunsch eingeschlichen, der immer lauter wurde. Ja, ich wollte doch eigentlich und sollte ja auch mit meinen 26 Jahren heiraten, weil ich doch so gern sechs Buben haben wollte und einen Mann, der Buchdrucker wäre, da ich selber eine passionierte Buchdruckers-tochter war.

Und Buben haben konnte ich halt doch nur in der Ehe, so war ich von Mutter erzogen worden. Dass ich eventuell keinen Mann bekäme, kam mir gar nicht in den Sinn, was mich heute doch etwas verwundert. Die Frage war also die, ob ich lieber heiraten wollte und Buben haben, oder ob Amerika mit all seinen Wundern doch noch schöner wäre.

Tripp trapp, tripp trapp, tönten da einige Paar tüchtige Bergschuhe die Strasse hinunter und ohne Hemmungen freute ich mich auf die Kommenden. Drei frohe, sonnenverbrannte Bergkameraden lachten mich an, und an dem in der Mitte blieben meine Augen hangen und langsam ging ein starkes Erschrecken durch meinen ganzen Körper. Wohl nur einen Moment, und hell und froh klang unser gegenseitiges « Grüezi ». Nach weitem 10 Minuten war es abgemacht, dass ich die drei Freunde ein Stück begleiten würde, so etwa bis Silvaplana, wo wir zusammen Zabig essen wollten, um uns nachher zu trennen.

Verstohlen schweiften meine Augen immer wieder dem Jüngsten der drei zu, welcher eben der « mittlere » war, und es beruhigte mich ungemein, dass ich nach genauer Inspektion mir sagen konnte: Nein, auch dieser ist es nicht, den ich heiraten würde, falls er mich wollte, hatte er doch gar keinen prächtigen, wilden Haarschopf, wie mein Zukünftiger ihn haben würde, und dazu war auch noch eine Brille da, die auch nicht zu meinem Ideal passte. Nein, wirklich, trotz dem Herzklopfen, einen Mann mit einer Brille

zu heiraten, konnte mir niemand zumuten. Nicht einmal mein eigenes dummes Herz, das beim Abschiednehmen etwas weh tat. Und sagen, wie ich hiesse und wo ich zu Hause sei, wollte ich auch nicht, nur, dass ich im Silserhof in Sils-Maria Ferien mache liess ich mir abringen.

Auch jene köstlichen Ferien gingen zu Ende, Zürich erwartete mich. Ein wenig versonnen ging ich wieder zur Arbeit, denn den mit der Brille hatte ich nicht vergessen können. Und siehe, der zweite Arbeitstag brachte mir einen Brief mit unbekannter Handschrift. Und ich war zu meinem Ärger so unmodern, dass ich wieder Herzklopfen bekam. Was aber stand in meinem Briefe, hört einmal: Liebes Fräulein, es ist mir nun ganz klar geworden, dass Sie die Frau sind, die ich seit Jahren suche, um sie zu meiner geliebten Buchdruckersfrau am Zürichsee zu machen. Wir treffen uns am Mittwochabend punkt 8 Uhr im Platzspitz. Mit herzlichem Gruss, Ihr Jakob Rietmann.

Ja, ich konnte mich wirklich lang nicht erholen. Nicht nur eine Brille hatte er, sondern er hiess auch noch Jakob! Jakob, das war doch kein Name zum Heiraten. Aber dann nach dem Rendez-vous im Platzspitz und einigen Bergtouren wusste ich doch ganz genau, dass eben dieser Jakob mit den gelichteten Haaren und dem bestimmten Auftreten mein Schicksal war, dem ich sogar meine Amerikareise und noch vieles andere opfern konnte.

Ich wurde nach einiger nötiger Erziehung eine frohe Buchdruckersfrau. Statt der sechs Buben sind es deren nur drei geworden, dafür tatkräftige, gesunde Seebuben, die dem Leben energisch die Stirn bieten werden. Und ich selber bin nun heute sehr froh, dass ich statt in Amerika am lieblichen Zürichsee gelandet bin.
